

## Die Odyssee hat nun ein Ende

„Hildebrandslied“ und andere kostbare Handschriften aus Fulda wieder nach Kassel

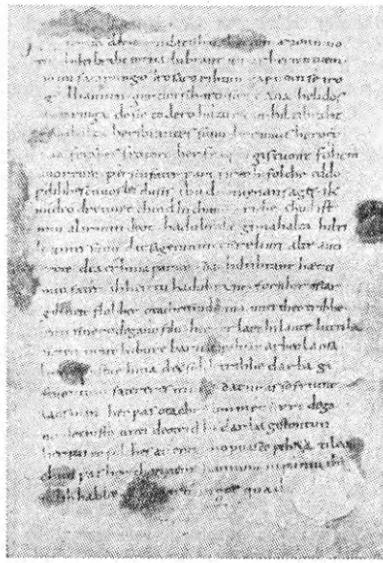
Nachdem das in Fulda geschriebene, im letzten Jahr in Amerika wieder aufgetauchte, älteste deutsche Heldengedicht, das „Hildebrandslied“, im Münchner „Institut für Buch- und Handschriftenrestaurierung“ all seiner Schäden behoben worden ist, war es zusammen mit anderen literarischen Zeugnissen, die ebenfalls im 9. Jahrhundert entweder in Fulda selbst entstanden sind oder mit der berühmten Fuldaer Schreibschule in enger Beziehung stehen, in einer grandiosen Ausstellung in München zu besichtigen.

Nur wer weiß, wie sorgsam die Bayerische Staatsbibliothek in der Münchner Ludwigstraße ihre literarischen Schätze alt- und mittelhochdeutscher Zeit in den Panzerschränken hütet, kann ermessen, welche Sensation es bedeutete, die frühesten deutschen Schriftgedenkmäler, die Juwelen aus dem 9. Jahrhundert in schwer gesicherten Glasvitrinen bestaunen zu können, Handschriften von unermesslichem Wert, deren Aufzählung allein schon jedem Freund altdeutscher Literatur das Wasser im Munde zusammenlaufen, die Augen größer werden und das Herz schneller schlagen läßt:

Der altsächsische „Heliand“ (niedergeschrieben um 830 wahrscheinlich von Hrabanus Maurus), die poetische Erzählung des Lebens Jesu in Stabreimen, das erschütternde Weltuntergangsgedicht „Muspilli“, Otriefs von Weißenburg „Evangelienharmonie“ (verfaßt um 870), das „Altbayerische Paternoster“, das zu den älteren überlieferten Gebeten in deutscher Sprache gehört und viele andere wertvolle Zeugnisse mehr, die nicht nur den Übergang von der lateinischen zur deutschen Literatur im 9. Jahrhundert aufs beste veranschaulichen, sondern auch das Kloster Fulda als eines der kulturellen Zentren der damaligen Zeit ausweisen.

Doch der Mittelpunkt dieser kostbaren Handschriftensammlung war zweifellos das „Hildebrandslied“ (niedergeschrieben um 830/840), über dessen Interpretation schon Generationen von Germanisten die Zähne sich ausgebissen haben und über dessen (verlorengegangenen) Schluß schon die abenteuerlichsten (erstzunehmende und kuriose) Vermutungen angestellt wurden. Aber noch abenteuerlicher ist die Entstehungs-, die Entdeckungs- und Wiederentdeckungsgeschichte dieser Handschrift, die von dem heroischen Zweikampf Hildebrands, des alten Waffenmeisters Dietrichs von Bern, mit seinem Sohn Hadubrand berichtet.

Dieses einzig erhaltene germanische Heldenlied der deutschen Literatur wanderte im 7. Jahrhundert von Oberitalien über Bayern nach Fulda, wo es von zwei Mönchen auf dem ersten und letzten Blatt eines Codex' des alttestamentlichen Buches „Jesus Sirach“ in schön-



Das erste Blatt vom Hildebrandslied

ster Schrift hingepinselt wurde. Und als der Platz auf den Einbandblättern nicht mehr ausreichte, schrieben die beiden Mönche den Schluß des Zweikampfs

auf ein Loseblatt, das vermutlich erst im 18. Jahrhundert verlorengegangen ist.

Als 1632 Gustav Adolf von Schweden Fulda brandschatzte und das Kloster plündern ließ, wanderte ein Teil der erbeuteten literarischen Schätze (darunter auch das „Hildebrandslied“) in die Bibliothek der hessischen Landgrafen. In den Besitz der Landesbibliothek in Kassel übergegangen, war das „Hildebrandslied“ 1945 wieder einmal unfindbar, man vermutete, daß es in den Wirren der letzten Kriegstage verlorengegangen ist. Erst 1952 kam die fröhliche Kunde, daß sich das unersetzliche Dokument in den USA befand, im Besitz eines ahnungslosen New Yorker Bürgers, der das „komische, unleserliche Souvenir“ von einem noch ahnungsloseren US-Soldaten erhalten hatte.

Als man die Handschrift 1955 schließlich nach Deutschland zurückholen konnte, mußten die Kasseler Bibliothekare mit größtem Entsetzen feststellen, daß sie nur die eine Hälfte des „Hildebrandslieds“ in Händen hielten — das erste Blatt fehlte. Vermutlich war es herausgelöst worden, weil des den Kasseler Bibliotheksstempel trug. Und die Suche nach dem verlorenen Blatt mit dem Anfang des Liedes („Ik gihorta dat seggen...“) ging weiter, bis man es im vergangenen Jahr in einer Bücherei in Philadelphia aufstöberte.

Nach ihrer Restaurierung wanderten die beiden kostbaren Pergamentblätter nun nach Kassel zurück, wo ihre Odyssee hoffentlich für immer ein Ende finden wird. H. S. Macher

## NOTIZEN

### Erfolgreiche Arena 1973

Einen außerordentlichen Erfolg melden die Veranstalter der 51. Festspiele in der Arena von Verona. 360.000 Menschen besuchten die Aufführungen, das Einspieleregebnis betrug 850 Millionen Lire. Die durchschnittliche Besucherzahl pro Aufführung lag um fast 2000 über der des Vorjahres. Besonders hoch war die Zuwachsrate bei den Ballettvorführungen, überraschend auch der Besuch (19.000) der einmaligen Vorführung von Verdis Requiem. Kürzlich wurden außerdem vom Verwaltungsrat unter Vorsitz von Bürgermeister Carlo Delaini die fünf Programmpunkte der Arena-Saison 1974 festgesetzt: In der Zeit vom 13. Juli bis 25. August kommenden Jahres sollen demnach sechsmal die Oper „Samson und Dalila“ von Verdi, achtmal Puccinis „Tosca“, neunmal die „Aida“ und zweimal die „Messa da Requiem“ — beide von Verdi — zur Aufführung gelangen. Die vier Ballettabende sind noch festzulegen. Die genauen Tage werden wir unseren Lesern rechtzeitig bekanntgeben.



Der britische Dramatiker H. Pinter

### Harold Pinter erhält Staatspreis

Der mit 100.000 Schilling (rund 3.000.000 Lire) dotierte „Große österreichische Staatspreis für europäische Literatur“ für das Jahr 1973 wurde dem britischen Schriftsteller Harold Pinter zuerkannt. Der englische Dramatiker schrieb mehrere — zum Teil absurde — Theaterstücke, von denen „Alte Zeiten“ im Sommer '72 mit Erfolg vom Burgtheaterensemble im Wiener „Akademie-Theater“ aufgeführt wurde. Zu den bisherigen Trägern des „Österreichischen Staatspreises für europäische Literatur“, der alljährlich vergeben wird, zählen die beiden Polen, Zbigniew Herbert und Slawomir Mrozek, der Prager Vaclav Havel, der Rumäne Vasco Popa, dessen in Paris lebender Landsmann Eugene Ionesco, der deutsche Peter Huchel und der vor kurzem in Österreich verstorbene englische Lyriker W. D. Auden. Dem britischen Dramatiker wird die Auszeichnung am 12. Dezember vom österreichischen Minister für Unterricht und Kunst, Dr. Fred Sinovatz, in Wien überreicht.

### Düggelin erklärte Rücktritt

Werner Düggelin, der Direktor der Baseler Theater, hat zum Ende der Spielzeit 1974/75 seinen endgültigen Rücktritt erklärt. Der Rücktritt ist eine Folge der Ablehnung der von Düggelin geforderten Erhöhung der jährlichen Theater-subsidien durch eine Volksabstimmung. Die Frage der Nachfolge von Düggelin ist noch völlig offen.

### 20.000 deutsche Volkslieder

Mehr als 20.000 deutschsprachige Volkslieder hat die Musikschule Wetzlar bisher registrieren können. Ihr Leiter, Edgar Hobinka, fand u. a. etwa 570 Lieder, die nach dem zweiten Weltkrieg entstanden sind. Weiter verfügt die Schule über die größte Liederbuchsammlung in der Bundesrepublik. Karteimäßig erfaßt sind rund 900 solcher Titel.

### Handbuch über Druckgraphik

Ein „Handbuch der modernen Druckgraphik“ der beiden Bremer Autoren, Dr. Karl Bachler und Dr. Hanns Dünne-bier, ist im Bruckmann-Verlag in München erschienen. Es soll Kunstsammler sachverständig beraten und vor Fehlgriffen schützen. Dr. Bachler, langjähriger Chefredakteur des Weser-Kuriers, bietet einen ausführlichen Überblick über den Markt moderner Graphik. Dr. Dünne-bier, bis vor kurzem Generalstaatsanwalt in Bremen, erläutert die für Sammler einschlägigen Rechts- und Steuerfragen.

## Genie und Bohemien zugleich: Gauguin

Paul Gauguin war einer der tragischsten Figuren unter den Wegbereitern einer neuen Epoche der Maler. Er wurde vor 125 Jahren, am 7. Juni 1848, in Paris geboren. Seine Mutter war eine Peruanerin. Ehe er sich der Malerei vollkommen zuwandte, arbeitete er an der Börse. Im Jahr 1883 tauschte Gauguin sein dortiges Amt und seinen festen Verdienst gegen den Malerberuf und gegen ständige Geldnot ein. Ehe er 1885 endgültig nach Tahiti ging, entwickelte er seit 1888 in der Bretagne seinen großflächigen Stil, angeregt zur

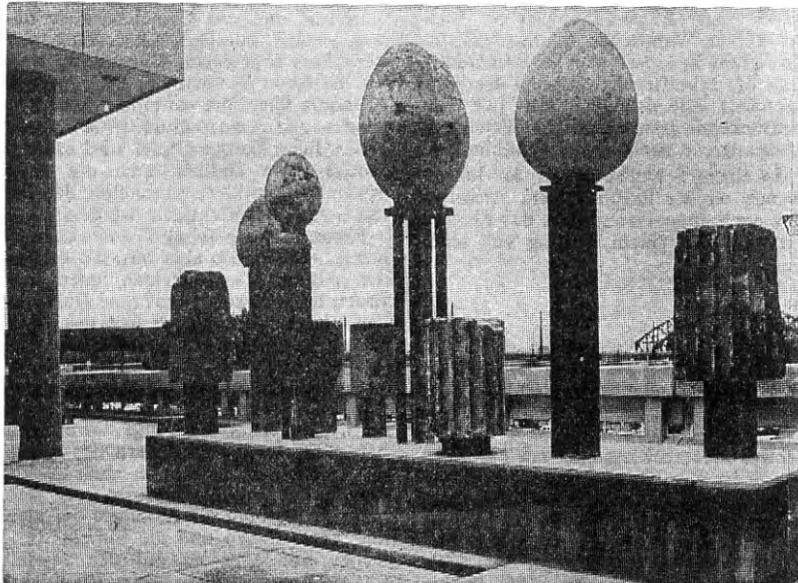
Steigerung von Form und Farbe durch den Besuch der Antillen im Jahre 1887 und van Goghs in Arles im Jahr 1888.

Er hatte keine Neigung zum bürgerlichen Leben und wandte sich nach anfänglichem Hin und Her ganz der Malerei zu. Es war wohl das unstete kreolische Blut der Mutter, das in seinen Adern die Oberhand behielt. In seiner Kunst löste er sich vom herrschenden Impressionismus, erfand den sogenannten Cloisonnisme, die lineare Begrenzung ungebrochener Farbflächen, wie sie dann der Jugendstil und der Expressio-

nismus verwendeten. Er sucht „Er-lösung“ vom Europa der Jahrhundert-wende im Exotischen, das bei ihm erstmals als darstellenswert und wesensverwandt erscheint. Verkannt von Europa, gewann Gauguin trotzdem europäische Wirkung, allerdings erst nachdem er in Armut und Elend gestorben war.

In dem literarischen und künstlerischen Klima von Paris hätte er gut vorankommen können, wenn er dort geblieben wäre. Gauguin jedoch, unfähig, ein normales Leben zu führen, ein ausgeprägter Bohemien, sehnte sich nach Tahiti. Er irrte mit Frau und Kindern durch verschiedene Länder, auch in Kopenhagen gab er ein Gastspiel, überall verfolgte ihn das Unglück. Am 23. Februar 1891 veranstaltete er eine Versteigerung von 30 seiner Bilder in einem Hotel, um sich das Reisegeld zu verschaffen. Der Kritiker Mirbeau hatte in einem Zeitungsartikel über die Malerei dieses „höchst ungewöhnlichen und beunruhigenden Künstlers“ geschrieben, sie sei „kompliziert und primitiv, hell und dunkel, barbarisch und raffiniert“. Die Versteigerung seiner Arbeiten brachte 9680 Francs, die Freunde gaben Gauguin im Café „Voltaire“ ein Abschiedsessen.

Am 4. April 1891 reiste er von Paris ab, um sich in das Land seiner Träume und seiner Sehnsucht, „das herrliche duftende Land“, zu begeben. Zunächst kam er nach Papeete und war vom europäischen Charakter dieser Stadt enttäuscht. Deshalb ließ er sich in der Gegend von Mataiea unter den Eingeborenen nieder. Der „Genuß des freien, animalischen und menschlichen Lebens“ war so groß, daß er glaubte, er sei allem Gekünstelten entronnen und in die Natur eingedrungen. Am 8. Mai 1903 starb Gauguin fast mittellos in seiner Wahlheimat.



Steinerne Pinienzapfen locken schon von weitem die Besucher des neuen Römisch-Germanischen Museums in Köln an. Inmitten der heutigen Stadt wird nahe dem Rhein das alte Köln wiedererweckt. Das Museum ist über 8600 Quadratmetern Fläche erbaut DaD-Bild

## Wie haltet ihr's denn mit der Sprache?

Österreichs literarische Metropole — diese Frage könnte einem heute schon jeder viertelgebildete Quizzkandidat beantworten — ist Graz. Hier sind sie zu Hause: von Wolfgang Bauer bis Franz Nabl; hier haben sie angefangen: von Barbara Frischmuth bis Peter Handke; hier konspiriert der „Gegen-PEN“; von Artmann bis Jandl; hier wird seit Jahren dem gesamten deutschsprachigen Raum modellhaft vorexerziert, wie man literarische Nachwuchspflege anpackt: vom „Forum Stadtpark“ mit seinen vielerlei Aktivitäten bis zur Redaktion der Zeitschrift „manuskripte“; und hier gibts — last not least — den Dr. Alfred Holzinger, der Papierform nach Literaturchef des Landessenders, in Wahrheit aber weit mehr als das: einer der umsichtigsten Beobachter und Anreger der literarischen Szene Österreichs. Ihm verdankt der „Steirische Herbst“ einen seiner wichtigsten Veranstaltungsblöcke: das alljährliche Grazer Literatursymposium, eine auch heuer wieder besonders gut gelungene Synthese aus Lesung, Referat und Diskussion.

„Zweifel an der Sprache“ — Holzinger erklärte, wieso man sich in diesem Jahr auf dieses Thema geeinigt habe: Der Sprache werde mehr und mehr

angekreidet, sie drücke nur unzureichend aus, was der Mensch auszudrücken wolle; sie unterliege einer Vielzahl von Abnützerserscheinungen; immer mehr Künstler — das habe der „Steirische Herbst“ selber mit seinen vielbeachteten Beiträgen zu Video-Art und Body-Language gezeigt — wichen auf neue Ausdrucksformen aus. Frage an die Sprachprofis also, an die Autoren: wie haltet ihr's mit der Sprache?

Die Zweifler überwogen. Einzig Barbara Frischmuth bekannte sich zu einer naiven Haltung gegenüber ihrem Handwerkszeug, und Jean Amery unterzog sich dem undankbaren Geschäft der Ehrenrettung. Für ihn ist Sprachskepsis nichts weiter als „ein modisches Phänomen“, Sprachzertrümmerung ein Verbrechen, Sprachvertrauen die allein denkbare Basis schriftstellerischer Betätigung. Erich Fried dagegen entlarvte die Sprache als gefährlichen „Doppel-agenten“; Francois Bondy, den Weltbürger als Idealtyp vor Augen, beklagte das Einengende, das allem National-sprachlichen anhafte; und Eugen Gomringer plädierte für Sparsamkeit im Gebrauch der Sprache, konsequent das 20-Minuten-Limit der Referate um keine Sekunde überziehend. Konsequenz auch

anderwärts: Lyriker wie Mayröcker und Fried „referierten“ in Versform, Aktionisten wie Gerhard Rühm „in Aktion“. Sehr poetisch vor allem, wie Friederike Mayröck ihre Ängste schilderte, „die Sprache zu verlieren“, und ihren Traum, „Wortkämme zum Einsperren ihrer Lieblingswörter“ zu bauen.

Für Ernst Jandl bedeutet „Zweifel an der Sprache“ dreierlei: Zweifel an der Zweckmäßigkeit der tradierten Groß- und Kleinschreibung, Zweifel an der Zweckmäßigkeit des gymnasialen Latein- und Griechischunterrichts sowie Zweifel an der Brauchbarkeit abgenutzter poetischer Modelle. Am kompromißlosesten von allen gab sich der junge Gerhard Roth: Ihm erscheinen die Sprachprobleme des Schriftstellers gering, solange es Herrschaftsstrukturen gebe, in denen die Masse des Volkes zur „Sprachlosigkeit“ verurteilt sei. Das mochte sich für manches Ohr allzu kaltschnäuzig-modisch ausnehmen. Aber schließlich hatte am Tag zuvor ein Hochschulprofessor aus der Bundesrepublik in seinem Vortrag alles Heil davon abhängig gemacht, daß der Mensch wieder zu „kleinsten herrlichen Konjunktionen“ zurückfinde und Mut entwickle zum — Schachtelsatz... D. G.

## KOMMENTAR

### Kunstaussstellungen

Die Frage, was das Wort „Kunst“ bedeutet, steht heute sperrangelweit offen. Aber über die Bedeutung des Wortes „Ausstellung“ sind sich die meisten einig. Es bedeutet einen Ort, an dem Dinge herumstehn, nicht um gehandhabt oder beiseite geschafft zu werden, sondern um beim Vorbeigehen betrachtet zu werden. Und zwar handelt es sich um Dinge, die aus einem anderen, verborgenen Ort hergestellt wurden. Das eben heißt „ausstellen“: aus Verborgenen ins Offene stellen, aus dem Privaten ins Politische also. Aber Dinge, an denen man vorbeigehen muß, weil man sie nicht behandeln oder abschaffen kann, heißen „Bedingungen“, und ihr Herumstehen heißt „bedingender Umstand“. Also sind Ausstellungen Orte, an denen die, welche hineingelockt wurden, einem sie bedingenden Umstand ausgesetzt werden, Orte der Unfreiheit also. Daran kann die Art, wie die Dinge herumstehen (etwa die Wände entlang, oder mitten im Raum), nicht das geringste ändern. Ausstellungen sind demnach politische Orte in einem ziemlich verderblichen Sinn dieses Wortes. Und wenn es sich bei den ausgestellten Dingen um Dinge der „Kunst“ handelt (was immer das bedeuten mag), dann ist dieser Sinn besonders verderblich. Darüber sind sich, wie gesagt, die meisten heute einig, und besonders solche, die für Ausstellungen eine Verantwortung tragen.

Was immer das Wort „Kunst“ bedeuten mag, es kann nicht „Unfreiheit“ bedeuten. Die Bedeutung des Wortes muß etwas mit Aufdeckung der Wirklichkeit, also mit Zerstörung einer absichtlichen oder unabsichtlichen Vertuschung der Wirklichkeit zu tun haben, mit anderen Worten mit Befreiung. Also sind Kunstaussstellungen Orte, an denen das Wesen der Kunst irgendwie in sein Gegenteil verdreht wird. Wer also von einer Krise der Künste spricht, meint im Grunde nicht die Kunst selbst, sondern die Art, wie er zu ihr Zutritt findet, sei er aktiv oder passiv an dieser Art beteiligt.

Kunstaussstellungen gehen, hoffentlich, ihrem Ende entgegen. Weil nämlich heute für alle ersichtlich wird, was sie bedeuten. In früheren Zeiten hatten sie wohl eine ästhetische und soziale Funktion, und darum sind sie entstanden, und darum haben sie sich so lange erhalten. Aber die früheren Zeiten sind eben vorbei, und das heißt „Krise“. Etwas Neues muß an die Stelle der Ausstellungen treten, soll zwischen Kunst und Leben ein Verkehr hergestellt werden. Was? Das ist eine Frage, die zu lösen eine der Aufgaben ist, vor die uns unsere Lage gestellt hat. Vilém Flusser